

»Ich sehe es auch!«, sagte Mepa. »Oh, der Göttin sei gedankt! Ich sehe es! Ich kann es sehen!«

»Seid still«, sagte Diamanda. »Wir wollen doch keine Aufmerksamkeit erregen.«

»Es sieht ganz leer aus«, sagte Joephi, während sie die vor ihnen liegende Landschaft absuchte. »Du hast doch gesagt, dass es da eine Stadt gibt.«

»Da ist tatsächlich eine Stadt. Nur liegt sie etwas vom Hafen entfernt.«

»Ich sehe auch keinen Hafen.«

»Na ja, ist nicht mehr viel davon übrig«, sagte Diamanda. »Er wurde niedergebrannt, schon lange vor meiner Zeit.«

Der Kiel der *Lyra* glitt knirschend aufs Gestade des Hernach. Joephi sprang als Erste an Land, befestigte das Schiffstau an einem in den Boden geschlagenen, vom Alter verwitterten Stück Holzbalken. Mepa half Diamanda von Bord, und dann standen alle drei Seite an Seite da, um das nicht sehr viel versprechende Gelände, das sich vor ihnen erstreckte, zu begutachten. Der Sturm war ihnen über die Scheidelinie zwischen den zwei Welten gefolgt, und seine Wucht war ungemildert.

»Also, noch mal zur Erinnerung«, sagte Diamanda. »Wir sind hier, um etwas Bestimmtes zu tun, und sonst nichts. Wir erledigen unsere Aufgabe, und dann verschwinden wir wieder. Denkt dran: *Wir dürften eigentlich nicht hier sein.*«

»Das wissen wir«, sagte Mepa.

»Wir wollen aber auch nichts überstürzen und dabei irgendwelche Fehler begehen«, sagte Joephi mit einem Blick auf den Kasten, den Diamanda in Händen hielt. »Um *ihretwillen* müssen wir alles richtig machen. Wir tragen die Hoffnungen des Abarat.«

Diese Bemerkung ließ sogar Diamanda verstummen. Sie schien dem Gesagten einen Augenblick lang nachzusinnen, den Kopf gesenkt, das weiße Haar vom Regen durchspült, sodass es einen Vorhang bildete, der den Kasten in ihren Armen einrahmte. Schließlich sagte sie: »Seid ihr beide bereit?«

Die anderen Frauen murmelten, ja, das seien sie; und mit Diamanda an der Spitze ließen sie den Strand hinter sich und streiften durch das regengepeitschte Gras, um den Ort zu finden, den die Vorsehung für sie bestimmt hatte, auf dass sie dort ihr heiliges Werk verrichteten.

ERSTER TEIL

Morgenflut



*Das Leben ist kurz,
Das Vergnügen eher mau,
Leckgeschlagen das Schiff,
Die Mannschaft hängt tot im Tau;
Aber ach! Aber ach!
Das Meer,
Wie ist es doch blau!*

Das letzte Gedicht des Rechtschaffenen Bandy; Wanderdichter von Abarat

Zimmer neunzehn

Die Hausaufgabe, die sich Miss Schwartz für Candys Klasse ausgedacht hatte, war nicht weiter kompliziert. Jeder hatte eine Woche lang Zeit, um zehn interessante Fakten über die Stadt, in der sie alle wohnten, zusammenzutragen, die er dann vorstellen konnte. Es dürfe gern etwas über die Geschichte von Chickentown sein, sagte sie, oder, falls das den Schülern lieber sei, Informationen über die Stadt von heute, was natürlich nichts anderes bedeutete, als das altbekannte Zeug über moderne Hühnerhaltung in Minnesota wiederzukäuen.

Candy hatte ihr Bestes getan. Sie war in die Schulbücherei gegangen und hatte die Regale abgesucht, um vielleicht etwas – *irgendetwas* – zu finden, was wenigstens halbwegs von Interesse sein könnte. Da war aber nichts. Null, nada, niente. Es gab noch eine Bücherei in der Naughton Street, die zehnmal so groß war wie die Schulbibliothek, also ging sie dorthin. Wieder durchforstete sie die Regale. Es gab ein paar Bücher über Minnesota, in denen die Stadt Erwähnung fand, aber auch dort wurden nur immer wieder die gleichen langweiligen Fakten referiert: Chickentown hatte 36793 Einwohner und war der größte Hühnerfleischproduzent im ganzen Staat. Eines der Bücher charakterisierte die Stadt, nachdem es auf die Hühner hingewiesen hatte, als »ansonsten nicht weiter bemerkenswert«.

Ausgezeichnet, dachte Candy. *Ich lebe in einer Stadt, die ansonsten nicht weiter bemerkenswert ist*. Na ja, das war also Fakt Nummer eins. Fehlten nur noch neun.

»Wir wohnen in der langweiligsten Stadt im ganzen Land«, beklagte sie sich bei ihrer Mutter Melissa, nachdem sie zurückgekehrt war. »Ich finde einfach nichts für Miss Schwartz, worüber zu schreiben es sich lohnen würde.«

Melissa Quackenbush stand in der Küche und bereitete gerade einen Hackbraten. Die Küchentür war geschlossen, damit Candys Vater Bill nicht gestört wurde. Er saß in bierseligem Schlummer vor dem Fernseher, und Candys Mutter wollte diesen Zustand unbedingt erhalten. Je länger er ohne Bewusstsein blieb, desto angenehmer war das Leben für alle anderen im Haus – Candys Brüder Don und Ricky eingeschlossen. Nicht, dass dieser Wunsch je laut ausgesprochen worden wäre. Es bestand ein stilles Einvernehmen zwischen den Mitgliedern des Haushalts. Sie hatten es alle leichter, solange Bill Quackenbush schlief.

»Warum findest du denn, dass es hier *langweilig* ist?«, fragte Melissa, während sie den Hackbraten würzte.

»Guck doch nur mal nach draußen«, sagte Candy.

Melissa machte sich gar nicht erst die Mühe, der Aufforderung zu folgen, schließlich kannte sie die Szenerie vor dem Fenster nur allzu gut. Jenseits des schmierigen Fensterglases befand sich der chaotische Garten der Familie: das fast kniehoh, von der unerwartet mitten im Mai ausgebrochenen Hitzewelle braun gebrannte Gras; das aufblasbare Planschbecken, das sie vergangenen Sommer

gekauft hatten, ohne aber im Herbst die Luft wieder rauszulassen und es wegzupacken, sodass es jetzt als kreisförmiger Schmutzhaufen aus rot-weißem Plastik in der äußersten Ecke des Gartens lag. Hinter diesem erschlaferten Elend schloss sich gleich der kaputte Zaun an. Und hinter dem Zaun? Gab es noch einen Hof, der sich in einem nicht viel besseren Zustand befand, und dahinter noch einen, und noch einen und noch einen, bis die Gärten irgendwann aufhörten, ebenso wie die Straßen, und das leere Grasland begann.

»Ich weiß, was du für deine Hausarbeit suchst«, sagte sie.

»Ach?« Candy ging zum Kühlschrank und holte sich eine Brause heraus. »Was suche ich denn?«

»Etwas Abgedrehtes, *Unheimliches*«, sagte Melissa, während sie das Fleisch in die Backform stopfte. »Du hast einen gewissen Hang zum Makabren, genau wie deine Großmutter Frances. Die ist früher immer zu Beerdigungen gegangen, auch wenn sie die Leute gar nicht kannte.«

»Ist nicht wahr«, sagte Candy lachend.

»O doch, ich schwör's dir. Sie hat lauter solche Sachen gemacht. Du hast das von ihr geerbt. Von mir oder deinem Vater hast du es jedenfalls nicht.«

»Oh, danke, da komme ich mir ja gleich wie ein echtes Wunschkind vor.«

»Du weißt schon, wie ich das meine«, sagte Candys Mutter abwehrend.

»Du findest also nicht, dass Chickentown langweilig ist?«, sagte Candy.

»Es gibt schlimmere Orte, glaub mir«, sagte Melissa. »Immerhin hat unserer ein bisschen Geschichte ...«

»Nicht, wenn man den Büchern glaubt, die ich mir alle angesehen habe«, sagte Candy.

»Weißt du, mit wem du wirklich mal sprechen solltest?«, sagte Melissa.

»Nein, mit wem denn?«

»Norma Lipnik. Erinnerst du dich an Norma? Ich hab früher mit ihr zusammen im Hotel Comfort Tree gearbeitet.«

»Schemenhaft«, sagte Candy.

»In einem Hotel geschehen alle möglichen merkwürdigen Sachen. Und das Comfort Tree gibt es schon seit ... ach, ich weiß nicht. Frag Norma, sie wird es dir erzählen.«

»Ist das die mit dem weißblonden Haar, die immer viel zu viel Lippenstift aufgetragen hat?«

Melissa bedachte ihre Tochter mit einem kurzen Lächeln. »Wehe, du sagst irgendwas Unhöfliches zu ihr.«

»Würde ich nie tun.«

»Ich weiß doch, wie dir solche Sachen herausrutschen.«

»*Mama*. Ich werde echt total höflich sein.«

»Gut. Ja, dann mach das ruhig. Sie ist inzwischen stellvertretende Geschäftsführerin; wenn du also richtig nett zu ihr bist und die richtigen Fragen stellst, dann liefert sie dir garantiert etwas für deine Hausarbeit, was kein anderer aus deiner Klasse wird bieten können.«

»Was denn zum Beispiel?«

»Geh hin und frag sie. Sie erinnert sich bestimmt an dich. Bitte sie, dass sie dir von Henry Murkitt erzählt.«

»Wer ist denn Henry Murkitt schon wieder?«

»Geh und frag sie. Es ist deine Hausarbeit, nicht meine. Mach dich auf die Socken, und führe ein paar Ermittlungen. Wie ein Detektiv.«

»Gibt es da denn was zu ermitteln?«

»Du wirst überrascht sein.«

Das war sie tatsächlich. Als erste Überraschung erwies sich Norma Lipnik selbst, die keineswegs mehr jene geschmacklose Frau war, als welche Candy sie kennengelernt hatte: mit hoch aufgetürmten Haaren und zu kurzem Rock. In den etwa acht Jahren, die seit ihrer letzten Begegnung vergangen waren, hatte Normas Haar offenbar zu seiner natürlichen Graufärbung gefunden. Und der knallrote Lippenstift gehörte ebenso der Vergangenheit an wie die kurzen Röcke. Sobald Candy sich jedoch vorgestellt hatte, war Normas neue berufsbedingte Seriosität verfloren, und die herzliche, dem Schwatz nicht abgeneigte Frau, die Candy in Erinnerung hatte, kam wieder zum Vorschein.

»Mein Gott, was bist du groß geworden, Candy«, sagte sie. »Ich habe dich so lange nicht gesehen; und deine Mutter auch nicht. Geht's ihr so weit gut?«

»Ja, glaub schon.«

»Hab gehört, dass dein Papa seine Arbeit in der Hühnerfabrik verloren hat. Hatte Probleme mit dem Bier, hab ich mir sagen lassen, oder?« Candy hatte gar keine Zeit, dazu Stellung zu nehmen. »Weißt du was? Ich finde, dass man den Leuten eine zweite Chance geben sollte. Wenn man ihnen diese Chance nämlich verweigert, wie sollen sie dann ihr Leben ändern?«

»Ich weiß nicht.« Candy fühlte sich ziemlich unbehaglich.

»Männer«, sagte Norma. »Halt dich von denen fern, Schatz. Sie sind den Ärger, den sie einem bereiten, einfach nicht wert. Ich bin inzwischen zum dritten Mal verheiratet, aber ich gebe dieser Ehe höchstens noch zwei Monate.«

»Oh ...«

»Na egal, du bist bestimmt nicht gekommen, um meinem Geplapper zu lauschen. Was kann ich für dich tun?«

»Ich habe eine Hausarbeit aufbekommen, über Chickentown«, erläuterte Candy. »Miss Schwartz hat sich das ausgedacht. Die stellt uns immer solche Aufgaben, die eigentlich eher für Fünftklässler geeignet sind. Außerdem mag sie mich nicht besonders ...«

»Ach, lass dich nicht unterkriegen, Liebes. Es gibt immer jemanden, der einem das Leben sauer macht. Du kommst früh genug aus der Schule raus. Was willst du dann eigentlich machen? Drüben in der Fabrik arbeiten?«

Candy fühlte sich von einer großen Last niedergedrückt, als sie sich diese schreckliche Perspektive vor Augen führte.

»Hoffentlich nicht«, sagte sie. »Ich würde gern etwas mehr mit meinem Leben anfangen.«

»Du weißt aber nicht, was?«

Candy schüttelte den Kopf.